



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus der Stadt des Reichskammergericht : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus der Stadt des Reichskammergerichts

(Schluß)



nach siebenjährigem Stillstand hielt das Gericht endlich seine erste öffentliche Sitzung wieder ab — ein unerfetzlicher Verlust für manche Partei: man stelle sich nur vor, daß heutigen Tages das deutsche Reichsgericht so viele Jahre hindurch seine Thätigkeit unterbrechen wollte!

Auch für die Bürgerschaft war der Schade groß. Am Sitze des Reichskammergerichts hatte sich eine Menge von Gewerbetreibenden aller Art niedergelassen: Schreiber, Sprachlehrer, Tanz- und Fechtmeister, Fuhrleute, Gastwirte, die samt und sonders fast allein von dem Gericht und seinem Anhang lebten. Am letzten Ende bezog beinahe jeder seine Einkünfte von dem höhern und niedern Kammergerichtspersonal; fast jedes Haus war in ein Gasthaus umgewandelt, man erkennt das noch heute an den Bezeichnungen zahlreicher Privathäuser: „zur Quelle,“ „zum Ring,“ „zum Löwen“ u. s. w. Kein Gewerbetreibender dachte ernstlich an Arbeit, fiel ihm doch der Gewinn mühelos in den Schoß. Die Handwerker saßen am frühen Morgen schon in den Wirtshäusern, bummelten umher und lebten wie der Herrgott in Frankreich. Da war der Stillstand des Gerichts ein empfindlicher Schlag; denn der ganze Anhang des Gerichts, die Sollizitanten und die Praktikanten, verschwanden, und diese hatten das meiste Geld in die Stadt gebracht.

Der Leser wird fragen: Was ist das, ein Sollizitant und ein Praktikant? Das im Jahre 1776 erschienene „Kurzgefaßte Cammerallexikon“ giebt, wie über manche andre beim Reichskammergericht übliche, dem Uneingeweihten unverständliche Ausdrücke, so auch hierüber Auskunft. Ein Sollizitant ist der, der persönlich um Beförderung einer Rechtsache nachsucht. Mit welchen Mitteln dies hin und wieder geschah, haben wir schon gesehen. In hellen Scharen kamen die Parteien aus aller Herren Ländern, um ihre Sache vorwärts zu bringen. Die Stadt war oft so voll, daß der Stadtrat den niedrigen Leuten bei Turmstrafe gebieten mußte, die Stadt zu verlassen, da sie haufenweise auf den Straßen herumlungerten und den Verkehr hemmten. Die Praktikanten waren nach derselben Quelle die Personen, die sich am Sitze des Reichskammergerichts aufhielten, „um sich daselbst in praxi zu üben,“ in

Preußen würde man sie Referendare nennen. Das Reichskammergericht hat unter diesen Praktikanten innerhalb der kurzen Frist von fünf Jahren zwei Männer gehabt, auf die noch heute jeder Deutsche stolz ist. In der Matrikel, in die sich nach dem Brauch des Gerichts die Praktikanten eintragen mußten, liest man unter Nr. 956:

Johann Wolfgang Goethe von Frankfurt am Main 25 May 1772

und wenige Seiten später, unter Nr. 1106, findet sich der Eintrag:

Henricus Fridericus Carolus de Stein eod. d. et a^o*)

Der Freiherr von Stein ist sehr fleißig gewesen. Dagegen versichert man, daß sich die Thätigkeit Goethes beim Gericht so ziemlich auf jenen Eintrag in die Matrikel beschränkt habe. Wenigstens hat man, trotz aller Nachforschungen, keine Arbeiten von ihm in den Akten des Reichskammergerichts aufgefunden. Er wäre auch ein schlechter Advokat geworden: von all meinen Fähigkeiten ist die Jurisprudenz der geringsten eine, sagt er selbst. Um so thätiger war der Dichter. Ist doch Weßlar der Schauplatz der Leiden des jungen Werthers! Man redete damals viel von dem traurigen Schicksal des braunschweigischen Legationssekretärs Jerusalem, den gekränkter Ehrgeiz und unglückliche Liebe zu der Gattin eines Freundes in den Tod getrieben hatten. Obwohl Goethe ihm im Leben ziemlich fern gestanden, ihn nie bei sich, selten bei andern gesehen hatte, so war er doch von dem Selbstmorde des hoffnungsvollen jungen Mannes tief ergriffen, und eine gewisse Ähnlichkeit zwischen eignen Erlebnissen und Jerusalems Geschick trieb ihn, den Vorgang dichterisch zu verwerten und dadurch zugleich sich selbst von dem Liebesbann zu lösen, in dem ihn die Braut eines andern, des hannöverschen Legationssekretärs**) Restner, verstrickt hielt.

Wohl mehr um des Dichters und seiner Schöpfung, als um Jerusalems willen ist an dem Hause, wo sich „Werther“ erschossen hat, eine Gedenktafel angebracht worden. Vergeblich hat man sich neuerdings bemüht, das Grab Jerusalems auf dem Weßlarer Kirchhof aufzufinden. Der Stein, der den Unglücklichen deckte, ist längst zerfallen, und die „zwei Lindenbäume hinten in der Ecke nach dem Felde zu,“ unter denen Werther nach seinem letzten Wunsch angeblich begraben worden sein soll, sind nicht mehr vorhanden. Ein schwärmerisches Gemüt hat geglaubt, das Grab in dem benachbarten Garbenheim, dem „Wahlheim“ Werthers, entdeckt zu haben, und hat den Manen des Toten in einem dortigen Wirtsgarten einen Grabhügel geschichtet: eine Trauerweide

*) D. h. an demselben Tage desselben Jahres wie der Vorgänger, nämlich am 30. Mai 1777.

**) Zur Erklärung des Titels „Legationssekretär“ sei bemerkt, daß zu Goethes Zeit das Reichskammergericht durch eine außerordentliche „Visitationskommission“ revidirt wurde. Diese Kommission setzte sich zusammen aus Abgesandten der einzelnen Präsentanten, und die ihnen beigegebenen Sekretäre hießen Legationssekretäre.

bezeichnet die Stelle. Schade, daß der Gedanke nicht früher jemandem gekommen ist! Zur Zeit der Werthermanie, wo die empfindsame Jugend sich in blauen Frack, gelbe Weste und gelbe Beinkleider hüllte, wären sicher ganze Scharen an den heiligen Ort gewallfahret.

Goethe blieb nur den Sommer über in Wezlar. Er wohnte in einer der engsten und schmutzigsten Gassen, der Gewandsgasse, in einem dumpfigen, häßlichen Hause; eine Gedenktafel unter dem Fenster seines niedrigen Zimmers erinnert an seinen Aufenthalt. Man begreift kaum, wie der verwöhnte Frankfurter Patriziersohn sich hat entschließen können, eine solche Wohnung zu beziehen. Aber einerseits war die Stadt stets sehr überfüllt, und es hieß vorlieb nehmen, andererseits scheint man nach allem damals überhaupt nicht das Bedürfnis empfunden zu haben, frei und lustig zu wohnen: die vielen engen und dunkeln Gassen aus früherer Zeit sind ein sprechendes Zeugnis dafür.

Das Gasthaus „Zum Kronprinzen,“ wo Goethe nach seiner Erzählung in „Wahrheit und Dichtung“ an phantastischer, das steife Zeremoniell des Reichskammergerichtskreises karrifizierender Rittertafel seine Mittagsmahlzeiten einnahm, besteht als solches nicht mehr. Dagegen steht, wenige Schritte von des Dichters ehemaliger Wohnung, in seinem ursprünglichen Aussehen unverändert ein kleines, unscheinbares Häuschen, dessen Inschrift die mannichfachen Erinnerungen wachruft: „In diesem Hause wurde Charlotte Sophie Henriette Buff am 11. Januar 1753 geboren“ — heißt es in chronikartiger Kürze. Es ist das alte deutsche Ordenshaus, oder vielmehr ein Seitenbau desselben. Hier wohnte der Amtmann des deutschen Ordens, Buff, und hier lebte und wirkte Goethes Lotte, die den frühverwaisten kleinern Geschwistern Mutterstelle vertrat. Das Haus ist Besuchern zugänglich; noch jetzt zeigt man verschiedene Sachen, die Lotten gehört haben oder von ihr gearbeitet worden sind: ein Spinett, auf dem sie Goethe ihre einfachen „himmelsüßen“ Melodien vorgespielt, Stickerien u. a. Der Dichter sah die Geliebte zum erstenmal in dem Wezlar benachbarten Dorfe Wolpertshausen, als sie schon die Braut des Legationssekretärs Nestner war. „Mehrere junge Leute hatten einen Ball angestellt, zu dem ich mich auch willig finden ließ“ — erzählt er in Werthers Leiden. Das Haus, wo Goethe damals mit Lotte getanzt und das eigentümliche Liebesverhältnis zu Dreien angeknüpft hat, steht noch heutigen Tages.

Auch sein „Wahlheim“ liegt nahe vor den Thoren der Stadt: es ist das Dörfchen Garbenheim. „Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man von oben auf dem Fußpfad zum Dorfe herausgeht, überblickt man auf einmal das ganze Thal.“ Auf dem Platze vor der Kirche, unter dem Schatten zweier mächtigen Linden verträumte der Dichter manche Stunde, spielte mit den Kindern, unterhielt sich freundlich mit den Erwachsenen und las seinen geliebten Homer. Es giebt in Wezlar noch Leute, die „die gute Wirtin, die gefällig und munter in ihrem Alter“ war, noch persönlich gekannt

und von ihr über Goethe gehört haben. Leider hat der Platz sein Außeres sehr verändert: bei einem großen Brande ist beinahe das ganze Dorf in Flammen aufgegangen und dann neu aufgebaut worden; auch die schönen Linden sind verschwunden. Am hundertjährigen Geburtstage des Dichters hat man sein Andenken dem jetzt lebenden Geschlechte durch eine schlichte Erinnerungssäule ins Gedächtnis zurückgerufen.

Auf dem Wege nach „Wahlheim“ vergaß der Dichter nie, an seinem Lieblingsplätzchen, dem Wildbacher Brunnen, kurze Rast zu halten. „Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz ringsumher bedecken, die Kühle des Ortes — das hat alles so was Anzügliches.“ Der Brunnen ist noch genau so, wie ihn der Dichter beschreibt, man nennt ihn jetzt Goethebrunnen; von den hohen Bäumen dagegen ist unmittelbar an der Quelle nur noch eine Linde übrig geblieben, und auch sie wird nur mit Mühe vor dem gänzlichen Absterben bewahrt.

Goethe kam zu einer wenig günstigen Zeit nach Wezlar: es waren wieder Untersuchungen gegen Mitglieder des Gerichts im Gange, und man erlebte von neuem den Anblick des richtenden und gerichteten Gerichts. Verschiedne Assessoren hatten sich durch Vermittlung eines Juden aus Frankfurt am Main, Nathan Aron Wezlar, in der schönesten Weise bestechen lassen. Man kassirte sie mit Schimpf und Schande und schickte den Vermittler auf sechs Jahre ins Gefängnis. Diese Herren rechtfertigten wenig den stolzen Titel „Amphyktionen,“ den man ihnen dann und wann rednerisch beilegte. Freilich lag die Schuld weniger an den Personen, als an den Verhältnissen. Wie überhaupt die Beschaffenheit der Gerichte die genaueste Einsicht in die Beschaffenheit des Landes gewährt, so ist das Reichskammergericht ein getreues Abbild der Zerrissenheit und Schwäche des ehemaligen deutschen Reiches. Es waren die letzten Zuckungen eines sterbenden Körpers. Bald war die Rolle des Reiches und seines höchsten Gerichtshofes völlig ausgespielt.

Schon im Jahre 1796 fluteten die Wogen der französischen Revolution bis in den ruhigen Hafen des Reichskammergerichts: feindliche Heere erschienen unter Jourdan und Hoche in dem stillen Thal, um durch diese alte Völkerstraße von Westen nach Osten in die deutschen Gaue einzudringen. Für diesmal wurden die Franzosen durch deutsche Truppen unter Erzherzog Karl noch zurückgeworfen, einer der Führer, Hoche, wurde zu Tode verwundet und starb in Wezlar im jetzigen Gasthof zum herzoglichen Hause. Aber nach kurzer Frist kehrte der Feind als Sieger zurück, der deutsche Kaiser legte die Krone nieder, das ehrwürdige römische Reich deutscher Nation war nicht mehr. Damit

löste sich das Reichskammergericht von selbst auf. Die Mehrzahl der Assessoren kehrte in die Heimat zurück, nur einzelne behielten ihren Wohnsitz in Wezlar bei und führten dort ein Scheindasein. Ihrer letzten einer war der Reichsgeneralfiskal, d. h. der erste Anwalt des Kaisers, Franz Albert Konstantin Werner. Man begrub diesen letzten Zeugen einer dahingeschwundenen Zeit im Jahre 1834 auf dem Kirchhofe zu Wezlar.

Die Gebäude, in denen das Gericht seine ersten und seine letzten Sitzungen abgehalten hat, sind verschwunden. Das eine — das alte Rathaus — ist im vorigen Jahrhundert niedergebrannt, das andre hat unlängst dem neuen Postgebäude weichen müssen, nachdem es zuerst als Kaserne und dann, in seinen untern Räumlichkeiten, gegen wenige Mark Miete einem Weinhändler als Lager gedient hatte. Sie transit gloria mundi. Nur eines der vom Reichskammergericht zu seinen Sitzungen benutzten Häuser ist noch erhalten: ein Doppeladler auf blutrotem Felde verkündet noch seine ehemalige Bestimmung.

Von den tausend und abertausend Akten, die das Reichskammergericht bei seiner Auflösung unerledigt zurückgelassen hat, ist nur ein Teil im Staatsarchiv zu Wezlar geblieben; alle nichtpreussischen Sachen, also auch die hannoverschen, hessischen u. s. w., sind in den fünfziger Jahren an die betreffenden Bundesstaaten abgegeben und von diesen wohl zum Teil längst eingestampft worden. Schade darum, denn manche Akten enthalten wertvolles geschichtliches Material. Vielleicht führt ein günstiges Geschick wenigstens alle jetzt preussischen Akten wieder zusammen, und zwar an einem Ort, der nicht so fern von der großen Heerstraße liegt wie Wezlar; denn dorthin verirrt sich selten jemand, um archivalische Forschungen zu machen.

Unwillkürlich drängt sich einem die Frage auf, ob denn nicht die Streittheile nach Aufhebung des Reichskammergerichts auf Beendigung der Prozesse gedrängt haben? Sehr selten! Einzelne der Landesregierungen erließen damals entsprechende Aufforderungen, aber der Erfolg war mäßig, nur wenige der Reichskammergerichtsprozesse wurden auf Betreiben der Parteien von den höchsten Landesgerichten zu Ende geführt. Die Parteien waren im Laufe des Rechtsstreits verdorben, gestorben. War es doch schon zur Zeit des Bestehens des Reichskammergerichts oft vorgekommen, daß ein Urteil, an dem Geschlechter von Assessoren gearbeitet hatten, schließlich nicht eingelöst wurde. Dies hatte den Anlaß gegeben, die Sitte des Sollzitivens einzuführen: die Parteien sollten ein stetes Interesse an der Förderung des Prozesses zeigen. Der Arbeitsstoff war zu groß für die wenigen Richter, daher mußten sie aus dem vorhandenen Prozeßmaterial das dringendste wählen und zur Entscheidung zu bringen suchen. Alljährlich gingen über hundert neue Sachen ein, erledigt wurden nur etwa fünfzig. So sammelten sich allmählich ungeheure Aktenberge. Manche der im Wezlarer Staatsarchiv schlummernden Akten sind von den Richtern überhaupt nicht berührt worden; umfangreiche Urteile von Untergerichten, mühsam

konzipirte Parteischriften von Anwälten, die in ihrer wunderlichen, mit zahllosen lateinischen Brocken gespickten Sprache kaum dem heutigen Juristen verständlich sind, wurden in großen Paketen zusammengeschnürt vorgefunden, so wie sie eingeschickt worden waren; niemand hatte die Zeit gefunden, sie auch nur zu öffnen.

Neben den Akten bewahrt das Archiv noch eine Anzahl von Merkwürdigkeiten aus der Reichskammergerichtszeit: die erwähnte Matrikel und die große vergoldete Sanduhr, die bei den Sitzungen des Gerichts benutzt wurde und in vier verschiedenen Gläsern Zeitabschnitte von einer Viertel-, einer halben, drei Viertel- und einer ganzen Stunde maß. Der Gerichtsstab, den der Vorsitzende als Zeichen seiner Würde bei öffentlichen Sitzungen in der Hand hielt — ein Geschenk Kaiser Maximilians I. an den ersten Kammerrichter, Grafen Eitel Friedrich von Hohenzollern —, ist leider in den Wirren der Zeit verloren gegangen. Er war ungefähr einen Meter lang, von braunem Holze, am schwarzen Griff mit zwei elfenbeinernen Ringen versehen.

Weglar empfand den Verlust des Reichskammergerichts zuerst sehr schwer. Zwar war der Großherzog von Frankfurt, Fürstprimas von Dalberg, an den die Stadt bei Auflösung des Reiches fiel, nach Kräften bemüht, den Wohlstand der Stadt zu erhalten und für das Reichskammergericht Ersatz zu schaffen. Er gründete zu diesem Zweck eine Rechtsschule. Diese kam aber nie zu besonderm Ansehen, obwohl Dalberg, um möglichst viele Studenten anzuziehen, die Vorlesungen umsonst halten ließ; sie hatte auch nie hervorragende Lehrer. Bei der bald darauf folgenden Umwälzung starb die neuerrichtete Akademie eines sanften Todes.

Erst in neuerer Zeit hat sich Weglar wieder gehoben. Eine mächtig aufblühende Industrie hat die Bürger für den Verlust der Freiheit und des höchsten deutschen Gerichtshofes in reichem Maße entschädigt. Weglars Mikroskope gehen in alle Welt hinaus, seine Hochöfen schmelzen täglich ungeheure Eisenmassen, die das metallreiche Lahngebirge zu Tage fördert, Walzwerke vollenden den Prozeß und senden die glatten Eisenbarren nach allen Richtungen. So ist, wo früher das ganze geschäftliche Leben auf allzu leichten und deshalb unsoliden Erwerb gegründet war, ein gesunder Zustand wiedergekehrt.

Der große Reiseverkehr hat Weglar bisher ungebührlich vernachlässigt. Die alte Reichsstadt ist eines Besuches wohl wert. Nicht nur, daß ein Schatz allgemein- und litterargeschichtlicher Erinnerungen sich an sie knüpft — auch das Landschaftsbild ist voll malerischen Reizes. Goethe spricht von ihr in Ausdrücken des höchsten Entzückens: „Rings umher ist eine unaussprechliche Schönheit der Natur“ — „Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme, himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles ringsum gar so paradiesisch macht.“ Die Aussicht von dem die Stadt beherrschenden Lahnberge ist in der That sehr schön und ver-

fehlt auch auf den Weitgereisten ihre Wirkung nicht. Kühn klettern die schmucken schiefergedeckten Häuser der Stadt den Bergrücken hinan, der sich aus dem Thal zwischen dem Lahnberg und der Höhe des Kalsmunt erhebt, allesamt überragt von dem stattlichen Dom, der mit seinen mannichfachen, vom romanischen zum gothischen Stil übergehenden Bauformen ein Abbild der Jahrhunderte seiner Erbauung ist. Einer der Thürme, ein plumper Rundbau aus blaueschwarzem Basalt, soll nach sagenhafter Überlieferung noch aus der Römerzeit stammen; wenigstens hat man behauptet, daß gewisse roh gemeißelte Steinmetzarbeiten in seinem Mauerwerk, angeblich Widderhörner, den Turm als ehemaligen Tempel des Suppiter Ammon kennzeichneten. In neuerer Zeit ist zwar mit ziemlicher Sicherheit dargethan worden, daß der Bau erst dem achten oder neunten Jahrhundert n. Chr. angehört, im Volksmunde heißt er aber trotzdem nach wie vor der Heidenturm. Leider ist der Wezlarer Dom gleich so vielen andern Baudenkmalern des Mittelalters unvollendet geblieben und geht jetzt langsam dem Verfall entgegen, da seit der großherzigen Spende König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen nichts mehr für seine Erhaltung geschieht.

Jenseits der Stadt steht auf schroffem Bergkegel die alte Burgfeste Kalsmunt, ehemals der Sitz stattlicher Burgmannen, denen der Schutz der Stadt anvertraut war. Einzelne Chronisten haben auch in ihr einen Überrest aus römischer Zeit erblicken wollen; jetzt betrachtet man die Burg mit mehr Grund als eine der Befestigungen, die Karl der Große zum Schutz gegen die Einfälle räuberischer Sachsen an den Marken des Reiches errichtete: daher der Name Kalsmunt, d. h. Karls Schutz. In den unruhigen Zeiten des frühern Mittelalters war die Feste oft berufen, ihre schützende Hand über die Stadt auszubreiten. Denn nicht immer genügte die Mauer der Stadt, um die Bürger vor Kriegsnot zu wahren. Jetzt sind Burg und Mauer zerfallen; die Burg ist von Feindeshand zerstört, die Stadtmauer hat der Baulust der Neuzeit weichen müssen, die überall über das Weichbild der mittelalterlichen Städte hinausgreift. Einst hatte die Mauer sieben Thürme, entsprechend der Zahl der Zünfte, die zu ihrer Verteidigung bestimmt waren; aber nur einer von ihnen fristet noch ein kümmerliches Dasein, der sogenannte Säuturm; seinen letzten Genossen, den Schneiderturm, den die ehrfame Zunft von der Nadel bewachen mußte, hat man vor einigen Jahren niedergeworfen.

Rings um die Stadt zieht sich ein Kranz wohlgepflegter Gärten, aus deren lauschigem Grün die barocken Häuser der alten Reichskammergerichtsbeisitzer im Sommer freundlich hervorblicken. Über die Stadt hinaus aber schweift der Blick in die fruchtbaren Gefilde des weiten Lahnthales. Zu beiden Seiten erheben sich sanftgeformte Höhenzüge, zur Rechten der Westerwald, zur Linken der bäderreiche Taunus, gekrönt von romantisch gelegenen Burgen und Klöstern. Da ist zur Rechten, dem Kalsmunt schräg gegenüber, das frühere

Kloster Altenberg, das den bedrängten Thalbewohnern bereits gegen die grimmen Hunnen eine Zufluchtsstätte war; später wirkte dort die Tochter der heiligen Elisabeth, Gertrud, als Äbtissin, das Opfer eines frommen Gelübdes ihrer Mutter, die die Tochter in schwerer Stunde dem Himmel versprochen hatte; die alte Klosterkirche birgt ihr Grab. Nicht weit von Altenberg erhebt sich die Dahlheimer Kapelle als das einzige Bauwerk, das der dreißigjährige Krieg von dem einst blühenden Dorfe zurückgelassen hat; im übrigen ist es, wie so mancher volkreiche Ort, im Kriege zu grunde gegangen und dem Erdboden gleich gemacht worden. Gleich einem silbernen Bande durchschlingt der Fluß in anmutigen Windungen die Sohle des Thales, bis er sich in weiter Ferne hinter einer vielfachen Hügelkette verliert. An schönen Abenden, wenn die scheidende Sonne hinter dunkler Wolkenwand ihre letzten Strahlen auf diese Landschaft wirft und Berge und Thäler in scharfen Schattirungen von einander scheidet, ist der Anblick von großer Lieblichkeit.



Bedingen und andre Modewörter



Wenn ich nur endlich einmal dahinter kommen könnte, was eigentlich bedingen heißt! Auf jeder Seite eines neuen Buches, in jeder Zeitungsspalte muß ichs lesen — gehört habe ichs selten —, aber jeder brauchts in anderm Sinne! mitunter ein und derselbe Mensch dreimal auf einer Seite, und jedesmal in anderm Sinne!

Für einen Leser, der noch nicht gelernt hat, bloß mit den Augen zu lesen, der sich gern etwas dabei denken möchte, wenn er liest, ist es rein zum Tollwerden! Mir flimmerts jedesmal vor den Augen, wenn ich das Wort nur von ferne herankommen sehe: in welchem Sinne wird denn ders wieder brauchen! denke ich immer. Unter allen Modewörtern, die jetzt im Schwange sind, ist es wohl das widerwärtigste; ich schriebe es nicht, und wenn ich hundert Jahre alt würde.

Daß es Sprachmoden giebt so gut wie Kleidermoden, und Modewörter so gut wie Modekleider, Modefarben und Modefrisuren, darüber kann wohl kein Zweifel sein. Es giebt Wörter und Redensarten, die alle Kennzeichen einer Modeschöpfung an sich tragen. Denn welches sind diese Kennzeichen? Die Mode wird gemacht von Leuten, die in der Regel nicht den besten Geschmack haben. Oft ist sie ja so dumm, daß man sich ihre Entstehung kaum anders erklären kann, als daß man annimmt, der Fabrikant habe absichtlich etwas recht dummes unter die Leute geworfen, um zu sehen, ob sie auch darauf hineinfallen würden.